

Inseln des Mondes

- unterwegs auf den Komoren

Wie grüne Smaragde treiben die Inseln in der blauen Wüste des Indischen Ozeans, Sandkörnchen in endloser Weite. Einst von Urgewalten ans Licht gehievt, bilden sie heute eine lange Kette erloschener Vulkane. Südseezauber pur: Palmen, weiße Strände und schwarze Lava, die abrupt ins Meer bricht, Regenwald und Korallenriffe. Mondinseln nannten die Araber die vier Eilande des Komoren-Archipels zwischen Madagaskar und Afrika. Landschaft und Menschen spiegeln die Geschichte der ungleichen Geschwister. Heute sind die Komoren Synonym für Gewürze und die Ingredienzien kostbarer Parfums - und touristisch kaum erschlossen.

Text & Fotos: Dr. Klaus Sparwasser

Immer dichter flitzt der Schatten der zweimotorigen Propellermaschine der Austral Air über die glitzernde Wasserfläche. Aus türkiser Transparenz schimmern, zum Greifen nahe, Riffe zu uns herauf. Erst im letzten Augenblick rückt der Asphaltstreifen der Landebahn ins Blickfeld und ein bißchen ruppig setzt der Flieger auf dem Rollfeld von Dzaoudzi auf. Mayotte Airport, willkommen im Paradies.

Der rundliche, dunkelhäutige Zöllner kratzt sich den polierten Kojak-Schädel und mustert ungläubig die Berge von Gepäck, die sich vor ihm auftürmen. Tauchtasche, Alu-Box, die Rolle mit den Schlafsäcken und diverse Fotorucksäcke. Camping? Sein Blick spricht Bände. Gutmütig grinsend läßt er uns passieren. Er hat schon andere Irre erlebt.

Viele können es allerdings nicht gewesen sein. Die Komoren kennen kaum Touristen. Ganze 24.000 Besucher weist der Führer 1997 für die Islamische Republik der Komoren inklusive Mayotte als französische „Besatzungszone“ aus. Das entspricht statistisch gesehen und gleichmäßig über das Jahr verteilt, genau 16,4 Mann/Frau pro Insel und Tag. Nicht gerade eben viel. Genügend Spielraum also für Individualisten.

Vor dem Flughafengebäude schlägt uns tropische Schwüle entgegen. Die Regenzeit steht kurz bevor. Eine leichte Brise schiebt quellende Cumuluswolken vor sich her und die Sonne funkelt aus Wolkenlöchern und malt drohende Schattenmuster über die umliegenden Hänge.

Genau genommen sind wir auf einem Berggipfel gelandet. Oder dem, was nach 5 Millionen Jahren, die seit der feurigen Geburt Mayottes aus glühender Lava vergangen sind, noch aus dem Ozean ragt. Petit Terre nennen die Franzosen den Zipfel, kleine Erde. Die große, die eigentliche Insel, schwebt gegenüber unter turmhohen Wolkengebirgen im seichten Wasser der Lagune.

Man merkt es nicht, aber die Inseln versinken gerade im Meer. Dafür wächst draußen vor der Küste ein Saumriff in die Höhe, das auf der Welt seinesgleichen sucht. Ein Dorado für Taucher und Fischfreaks.

Mayotte ist die südlichste der Komoreninseln - und die älteste dazu. Wie alle anderen verdankt sie ihre Existenz der Aktivität eines sogenannten „Hot Spots“ unter dem Meeresboden.

Etwas ratlos stehen wir mit unserem sperrigen Gerümpel vor der winzigen Empfangshalle. Eines ist klar: ein fahrbarer Untersatz muß her. Auf der Fähre nach Mamoudzou treffen wir Wolfgang, der seit zwei Jahren hier lebt. Er kommt uns gerade recht. Dreihundert Franc pro Tag für einen Mietwagen? Quatsch!

Im Industriegebiet von Kaweni kriegen wir schließlich einen für die Hälfte. Trophy Service Garage heißt der Laden. Heilloses Chaos empfängt uns im Hof. Ersatzreifen, Blechteile, Wagenheber, Ölkannister, alles liegt kreuz und quer durcheinander. Nichts für deutschen Ordnungssinn. Aber Trophy klingt gut. Irgendwie nach Rallye. Der verbeulte Peugeot 309, den wir schließlich für fünf Tage mieten, muß allerdings eine lange Saison auf dem Buckel haben.

Von einer Nobelkarosse ist die Kiste Meilen entfernt. Stumpfer Lack, marode Federung, schielende Scheinwerfer und ramponierte Sitze. Aber der Motor läuft. Angesichts der Abmessungen der Insel wäre eine Panne auch keine Überlebensfrage.

Einst war Mayotte das häßliche Entlein der Komoren, arm, rückständig ohne jede Infrastruktur. Heute beschert die enge Bindung an Frankreich seinen Bewohnern einen relativen Wohlstand. Die Analphabetenquote ist gering und jeder Arbeiter hat ein garantiertes Mindesteinkommen. Der europäische Einfluß ist allgegenwärtig.

Rund um das unübersehbare Gebäude der Banque Francaise Commerciale Ocean Indien liegen in Mamoudzou in kolonialem Baustil Restaurants, Snack Bars, Reiseagenturen und die Vertretungen der Fluggesellschaften. Hier leben die Gastarbeiter aus Übersee, in der Hauptsache Franzosen. Der Alltag der Komorer verläuft dazu irgendwie parallel. Es existieren nicht allzuvielen gesellschaftlichen Berührungspunkte. Man bleibt unter sich, auf beiden Seiten.

Zwischen dem Markt und der Bank verläuft eine imaginäre Grenze. Fünfzig Meter Luftlinie und doch ein anderer Planet. Im Schatten der Wellblechbuden sind Weiße eher eine Rarität, allenfalls „Mouzungus“, verirren sich hierher, Touristen eben. Mit denen hat man ein Nachsehen.

Wir streunen durch das Gewirr von Garküchen, Obst-, Gemüse- und Gewürzständen und schwelgen in Farben und Gerüchen. Glühende Holzkohle lodert unter Stahlrosten. Darüber dampfende Fleischspieße und in riesigen Pöten mit siedendem Öl, brutzeln Unmengen grüner Bananen, Maniok und dicke Tranchen der Brotfrucht. Für ein Frühstück nicht übel. Keine Nouvelle Cuisine, aber äußerst sättigend.

Bereits am frühen Morgen drängen sich ganze Horden gutgelaunter, schmatzend- und schwatzender Menschen auf den Holzbänken hinter luftigen Vorhängen aus wehendem Tuch. Es hat etwas von einem Schnellimbiss. Eine wohlbeleibte Mama knallt uns breit lachend aus riesigen Schüsseln eine Familienportion auf die Teller und reckt zwei Finger in die Höhe: zwei Francs. Soviel kostet im Restaurant bereits das Gedeck.

Die erste Ladung Fleischspieße geht an uns vorbei, bei der zweiten nutzen wir die Chance. Auf dem Tisch schwappt in Plastiktellern eine feurige, säuerliche Sauce undefinierbarer Zusammensetzung, die einem den kalten Schweiß auf die Stirn treibt. Maniok und Brotfrucht schmecken ein wenig nach süßlichen Kartoffeln, die Tunke vor allem scharf.

Gestärkt bummeln wir die Küste entlang nach Süden. Mangroven und Palmenhaine säumen das Ufer, dazwischen Bananenplantagen und malerische, weitgeschwungene Buchten mit schwarz-grauen Stränden aus fein zermahlenem Lava- und Korallensand. Einzelne, dicke Baobabs bewachen wie urzeitliche Strandwächter das Paradies.

Die Nacht verbringen wir in den Mangroven. Schlickiges Watt reflektiert in breiter Bahn die volle Kugel des Mondes. Das Meer ist verschwunden. Ein einsames Fischerboot ruht weit vor der Küste auf einer Sandbank im silbernen Mondlicht. Bei Vollmond beträgt der Tidenhub reichlich vier Meter. Traumstrände sind daher eine eher temporäre Erscheinung.

In der Nacht rüttelt irgend jemand am Zelt. Der Schein der Taschenlampe enttarnt die Störenfriede. Handtellergröße Mangrovenkrabben inspizieren auf der Suche nach Freßbarem die Abspannleinen.

Bereits um halb fünf Uhr, gerade bei Anbruch der Dämmerung, schallt das „Allah segne Euch“ des Muezins bis in unser Mangrovendickicht. Gemächlich schiebt sich der Glutball der Sonne über den

Horizont und taucht das Geflecht der Stelzwurzeln in weiches Zwielflicht. Das vor ihren Löchern versammelte Krabbenvolk blitzt wie ausgeschüttete Rubine aus dem Unterholz. Plagegeister.

Bereits um sechs Uhr ist es brütend heiß.

Im Südwesten wird die Insel flacher, die schmale Straße windet sich fast ebenerdig durch dichte Palmwälder und Bananenplantagen. Nur selten läßt das grüne Dickicht einen Blick auf die felsige Küste zu. Vor den wenigen Ortschaften erstrecken sich breite Strände, an denen bunt bemalte Galawas, die Auslegerboote der einheimischen Fischer, in der Sonne bleichen.

Nach dem Örtchen Chiconi verlassen wir die Küste und folgen dem holprigen Asphaltband durch dichten Wald gen Norden. Primärwald findet man nur noch selten auf Mayotte, einzig um Trapani im äußersten Süden und östlich von Soulou wachsen halbwegs intakte Fleckchen der ursprünglichen Vegetation. Allenthalben klaffen Lichtungen zwischen den Bäumen, Anbauflächen für die wenigen Agrar- und Exportprodukte der Komoren: Kokosnüsse, Kopra, Bananen, Maniok und das destillierte Öl der gelben Blüten des Ylang-Ylang Baumes.

Die künstlich auf Pflückhöhe gehaltenen Riesen-Bonsais überziehen in ordentlichen Spalierreihen ganze Hügelketten. Ein schwülstiger Duft entströmt den Blüten. Aus rund 100 kg gewinnt man in altertümlichen Destillen, nach 24 Stunden kochen, gerade mal drei Liter der kostbaren Essenz.

Am Plage de Soulou plätschert ein kleiner Wasserfall direkt ins Meer, bei Ebbe eine natürliche Süßwasserdusche. Dahinter, bis zur Straße, ragt dichter, dampfender Dschungel auf.

Beindicke Bambusrohre bilden schummrige Lauben über dem Pfad. Im Dämmerlicht des Urwaldes baumeln stachelige Jack-Früchte wie übergroße Melonen an den Stämmen.

Irgendwo im Unterholz plätschert leise ein Bach. Und es summt, hochfrequent und aufdringlich. Es war zu befürchten. Moskitos. Gierige, heimtückische Blutsauger. Schwärme. Kein Insektenmittel dieser Welt hält sie davon ab, über jede zugängliche Hautpartie herzufallen. Fotografieren gerät zum Alptraum, allein die Auswahl des Bildausschnitts zur hektischen Wackelpartie. Zudem kleben Hemd und Hose klatschnaß am Körper. Schweiß tropft von der Nasenspitze und natürlich ist das Okular der Kamera im entscheidenden Moment beschlagen. Himmel! Jede Sekunde Stillstand gibt den Biestern eine neue Gelegenheit zum Angriff. Nach einer Stunde sehen wir aus, als hätten wir die Beulenpest. Ein Hoch auf die Malaria-Prophylaxe. Hoffentlich hat sie auch gewirkt.

In engen Kurven schraubt sich die Straße nach Norden die Küstenberge empor, Strände leuchten von unten herauf, die weiße Brandungslinie markiert in der Ferne das Saumriff und wie hingetupft treiben winzige Mangroven-Eilande im satten Blau des Indischen Ozeans.

In allen Farben des Regenbogens bemalte Häuser kontrastieren mit dem tiefen Blau des Himmels und dem Grün der Palmwedel, phantasiereich bemalte „Bangas“ begleiten die Straße. Von Halbwüchsige und Junggesellen gebaut, erhöhen sie mit steigender Auffälligkeit die Chance von den weiblichen Objekten der Begierde wahrgenommen zu werden.

Bei Bouyouni an der Nordküste verlassen wir die Straße und rumpeln mit unserem alten Peugeot, Geländewagen hin oder her, auf einer schmalen roten, lehmigen Piste hinein in den Urwald. Es muß schließlich noch was anderes geben als Traumstrände und Meer. Trotz Kokos- und Bananenplantagen und Ylang-Ylang, wirkt das überbordende Grün des üppigen Tropenwaldes auf uns Europäer noch allemal wie dichter Dschungel.

Das Lichterspiel unter den großen Bananenblättern reizt zu gedankenverlorenem Staunen. Überhaupt kann man das hier wieder lernen, angesichts der üppigen Fruchtbarkeit in diesem tropischen Schlaraffenland.

Kleine Nebelschwaden an den Rändern der Kühlerhaube wecken uns aus unseren Träumereien. Dem Wagen droht der Hitzekollaps. Es zischt und blubbert im Kühlsystem. Ein Schild warnt vor dem Öffnen im heißen Zustand. Was soll's, dann halt vorsichtig. Nach einer Vierteldrehung

verabschiedet sich der Kühlerdeckel mit Getöse und saust irgendwo in die Büsche. In einer brodelnden Fontäne schießt der klägliche Rest des Kühlwassers in den Himmel. Da hätten wir dann ja ein kleines Problem. Gottlob ist der Trinkwasserkanister randvoll. Aber der verflixte Deckel... Auf allen Vieren kriechen wir im Urwald herum. Schließlich finden wir das Teil mitten unter dem Auto.

Die Zwangspause kommt genau zum rechten Zeitpunkt. Hinter der nächsten Biegung fahren wir fast eine Horde Affen über den Haufen. Darauf haben wir schon die ganze Zeit gewartet. Makis, Braune Lemuren, um genau zu sein. Die ganze Affenbande hockt auf dem Weg und mampft süße Jack-Früchte, die aufgeplatzt am Weg herumliegen. Ein kurzes, tiefes Grunzen und die Gruppe spritzt in die Büsche. Hin- und her gerissen zwischen Flucht und dem verlockenden Festmahl, entscheiden sie sich, sehr menschlich, für's Fressen.

Mit gereckten Schwänzen und nervösen Kontaktlauten umkreisen sie den Leckerbissen und pirschen sich erneut heran. Wir gehen derweil hinter der offenen Wagentür in Deckung. Fast eine Stunde bleiben die Makis in der Nähe und die Filme rattern nur so durch die Kameras. Der Wagen freut sich über die wohlverdiente Verschnaufpause.

Nach einer langen Schleife durch den Urwald stoßen wir wieder auf Teerbelag, der sich im Norden dicht an die Küste schmiegt. Die Ortschaften verströmen Tropenflair. Stoffflaken trocknen in der Sonne über Büschen, die Häuser in grellbunten Farben, jede Haustür ein anderer Ton, Frauen queren in leuchtend bunt flatternden Gewändern die Straße, Männer in Djellabahs diskutieren im Schatten großer Bäume und Kinder toben unter Palmen in der Brandung am Strand - Südsee mit einem Schuß Arabien.

Die Menschen sind freundlich aber zurückhaltend. Nur die Jüngsten zeigen ganz unverhohlen ihre Neugier. Was die seltsamen Fremden auch so alles mit sich schleppen! Das allabendliche Hantieren mit dem Benzinkocher gerät zur Inszenierung. Kein Handgriff bleibt ohne Kommentar. Keine Kiste, die nicht einen Blick wert wäre. Erst mit Einbruch der Dämmerung, als sich rosa Wolkentürme über dem spiegelglatten Meer ballen, verlieren sie das Interesse an uns und verschwinden in den Gassen des naheliegenden Dorfes.

Der Abschied von Mayotte wird uns schwer fallen, aber langsam müssen wir uns um unsere Weiterreise kümmern.

Der Zollbeamte im Hafen von Dzaoudzi schüttelt bedauernd den Kopf. Ein Schiff nach Moheli oder Grand Comore? „No chance.“ Er zuckt vielsagend mit den Schultern. Nur wenn wir *viel* Zeit hätten. Haben wir aber nicht. Die Fregatte des Iles, die unregelmäßig zwischen den Inseln verkehrt, ist leider vor ein paar Tagen gen Madagaskar entschwunden und wart seitdem nicht mehr gesehen. Künstlerpech, wenn man strikte Fahrpläne gewohnt ist. Nach Anjouan gäbe es vielleicht eine Möglichkeit... Diesmal schütteln wir den Kopf. In der momentan herrschenden politischen Eiszeit macht das wenig Sinn. Die Bewohner von Anjouan wollen zu Frankreich und haben die Verbindung zur Hauptinsel rigoros gekappt. Ce la vie. Also doch der Flieger. Morgen dann.

Für eine Nacht kehren wir ins Paradies zurück. Drei ausladende, uralte Flaschenbäume überragen den Strand von Sakouli. Wir schleppen die Zeltausrüstung unter den Baldachin ihres Blätterdaches. Eingerahmt von mächtigen Baobabs, einen 50-Meter-Strand vor der Zelttür, der schon bei der nächsten Flut verschwunden sein wird, den Blick auf eine winzige Robinson-Insel wenige hundert Meter vor der Küste und das schäumende Wasser des Saumriffs dahinter gerichtet, glauben wir uns dem Südseeklischee ziemlich nahe.

Eine gute dreiviertel Stunde dauert der Flug am nächsten Tag. Kaum, daß sich das Abheben lohnt. Und doch katapultiert er uns in eine andere Welt. Schon aus der Luft stechen die Unterschiede zwischen den Inseln ins Auge. Im Gegensatz zu Mayotte ist Grand Comore steil und schroff und kantig.

In breiten schwarzen Bahnen kriechen erstarrte Lavaströme über die Berghänge, beschattet vom alles überragenden, wolkenverhangenen Kegel des Kartala, der 2.300 Meter aus dem Ozean aufsteigt. Der Vulkan bestimmt den Lebensrhythmus der Komorer. Wenn der Kartala rülpt, erbebt die Erde. Das letzte Mal 1991. Ein kleines Aufstoßen nur, verglichen mit der letzten großen Eruption, doch seit dieser Zeit befindet sich tief unten in der Caldera ein grün schillernder See.

Schroff ist auch die Begrüßung am Flughafen. Ein Grenzbeamter in grauem Umhang konfisziert unsere Pässe. „Tomorrow Immigration Office“, murmelt er, „Visa“.

In allen uns zugänglichen Sprachen legen wir Protest ein. Mitreisende von Mayotte unterstützen uns lauthals auf komorisch. Wir verstehen kein Wort. Derweil wird unser Gepäck auf dem Transportband von drei Burschen annektiert. „I'm the porter“, stellt sich der eine vor und deutet auf sein Gegenüber, „and that's the driver“. Schön. Wieviel? 200 französische Franc. Er macht Witze. Das Hotel ist zwanzig Kilometer vom Flughafen entfernt. 200 Francs. Die Bevölkerung auf Grand Comore ist bettelarm. Klar, daß die Forderungen an Utopie grenzen. Ich mache unserem „Taximan“ klar, daß ich sein Auto nicht kaufen will. Unterdessen geht im Hintergrund das Gerangel um die Pässe weiter.

Der Porter zerrt an unseren Taschen und der Fahrer schaut mich erwartungsvoll an. Ein energisches „Stop!“ bringt vorübergehend Ruhe in die Szene. 50 Francs, für zwei. Einhundert. F ü n f z i g! Er nickt und wir gehen. Genau diese Form der modernen Wegelagerei hat die Komoren als teures Reiseland in Verruf gebracht. Wer solche Preise unterstützt, beschießt nicht nur sich selbst. Er verdirbt einfach die guten Sitten und schadet letztlich einer ganzen Region, in der ein zaghafter Tourismus gerade erst entsteht.

Draußen übergibt uns der Mufti plötzlich kommentarlos unsere Pässe. Na also, warum nicht gleich.

Nach diesem hektischen Empfang ist Ali die reine Erholung. Auf der Terasse des kleinen „La Grillade“-Hotels in der Hauptstadt spricht er uns plötzlich auf deutsch an. Er hat vier Jahre in Dortmund und in Göttingen Informatik und ein bißchen Tourismus studiert und ist dabei, sich gegen den Widerstand der ortsansässigen Reise-Mafia eine kleine Agentur aufzubauen. Aufgrund seiner Deutschkenntnisse hat er dabei vorwiegend deutsche Kunden im Auge.

Doch die kommen spärlich auf die Inseln, seit ein paar namhafte Anbieter die Komoren aus den erwähnten Gründen aus ihrem Programm gestrichen haben. Diese Entwicklung ist mehr als schade, denn die Insel ist traumhaft schön.

Allein das ständig wechselnde Licht auf den lavadurchsetzten Hängen ist es wert, das kurze Blitzen der Sonne in den Palmwedeln, während die Umgebung in tiefem Schwarz versinkt, das gleißende Leuchten zwischen den Wolkenflecken über dem Meer, die tosenden Brandung, weiß schäumend über schwarze Kiesel, die schneeweißen Strände mit ihren schlanken Palmen, die türkis blinkenden Buchten, all das übt einen unbeschreiblichen Zauber auf den Betrachter aus.

Dazu der Charme der Menschen, die sich in ihrer einfachen Lebensweise ihren Stolz und Würde bewahrt haben. Zwei Dinge prägen das Leben auf Grand Comore, der Islam und die Grand Marriage.

Letztere ist der einzige Weg zu gesellschaftlichem Ansehen und für die meisten schlicht unbezahlbar. Für viele wird sie zur allumfassenden Lebensaufgabe. Die Insel ist gepflastert mit unvollendeten Häusern.

Andere Traditionen verwischen mit der Zeit. Der Gesichtsschmuck der Frauen und Mädchen, schmuckvolle Ornamente aus Sandelholzpaste, war früher ausschließlich den verheirateten Frauen vorbehalten. Sie signalisierten damit dem Mann ihre „Unpäßlichkeit“. Heute dient die Kriegsbemalung mehr dem Sonnenschutz. Je nach künstlerischer Begabung der Trägerin fällt das Ergebnis auch mehr oder weniger reizvoll aus.

Am nächsten Tag wartet ein schnieeker Mietwagen vor dem Hotel auf uns. Anstatt des bestellten Peugeot 205 eine richtige Familienschaukel. Im Kofferraum versteckt sich das Taxischild. Unwahrscheinlich, daß auch nur einer der Autoverleiher die angekündigten Typen wirklich auf Lager hat. Aber angesichts unserer Gepäckmengen kann uns das nur Recht sein.

Wir queren die Insel von West nach Ost. Steil klettert die Straße von Null auf über 600 Höhenmeter empor. Die Kulisse ist phantastisch. Schwarze Lavafelder, von durchdringendem Grün durchsetzt, darüber in der Sonne glänzende Palmwipfel und noch eine Etage höher, von tiefen dunklen Wolken verhangen, der Mount Kartala.

Der bisher größte Ausbruch von 1872 goß gewaltige Lavaströme über die Westseite der Insel. Noch heute breitet sich die Vegetation nur spärlich aus. Mitunter dauert es hunderte von Jahren bis sich vulkanisches Urgestein in fruchtbares Ackerland wandelt.

Bald darauf sind wir von Sprühregen und Nebelfetzen umgeben. Ein graues, triefendes Einerlei, das zu der archaischen Kraterlandschaft zu passen scheint. Nur hin und wieder geistern Lichterflecken über die glattgeschliffenen Vulkankuppen. Vom Kartala zieht sich eine ganze Kette von inaktiven Kraterlöchern nach Norden. Einzelne kleinere Krater in Südrichtung sind noch aktiv und bei der vorläufig letzten ernst zunehmenden Eruption wäre das Örtchen Singani beinahe von den Lavaströmen überrollt worden.

Aus der Lava datieren auch die ältesten Hinweise auf eine Besiedlung der Komoren.

Ali erzählt uns, daß eine Familie in Mohoro vor ein paar Jahren beim Bau einer Zisterne im Gestein auf die Reste eines Gebäudes und ein vollständiges Skelett gestoßen sei, das mit Hilfe der Radiokarbon-Methode auf das 4. Jahrhundert n. Chr. datiert werden konnte. Die Zahlen passen zu Angaben, nachdem erste Siedler auf Madagaskar, vor mehr als 1.000 Jahren, aus Asien kommend, dort eingetroffen sein sollen. Im Zuge dieser ersten Welle, dürften auch die Komoren bevölkert worden sein.

Entlang der Ostküste sind immer wieder Traumstrände hingetupft. Buchten mit schneeweißem Korallensand, der gleißend hell mit den schwarzen Lavablöcken kontrastiert. Kokospalmen recken ihre Wedel über die Strände, und ein uralter knorriger Baobab blickt am Rande des „Plage de Chouoni“ wie ein baumgewordener Leuchtturm über das Meer.

Wir nisten uns in einer der aus Palmwedeln geflochtenen Strandhütten ein. Exklusivlage am Strand, Traumbucht mit Panoramablick und Vollmond über dem Wasser – nur die Ratten, die nachts über das Gebälk huschen, stören die Idylle ein wenig.

In der Morgendämmerung ziehen die einheimischen Fischer mit ihren Galawas aufs Meer hinaus. Vielleicht liegt es an der rauhen See um Grand Comore, daß die Boote hier zwei Ausleger haben. In der Lagune um Mayotte kommen die Fischer mit einem aus. Ein Balanceakt ist der Fischfang in den schaukelnden Einbäumen aber allemal.

Überall auf der Insel sieht man am Morgen die schlanken Silhouetten der Galawas in die aufgehende Sonne rudern. Nur südlich von Moroni ist das Fischen untersagt, um dem ohnehin vom Aussterben bedrohten Quastenflosser eine letzte Zuflucht zu gewähren.

Der Südwesten von Grand Comore ist unglaublich dicht bewachsen, aus jedem Kern, der je den Boden berührt, scheint etwas zu sprießen. Steil fallen die Hänge des Kartala ins Meer, dicht bestanden mit Kokospalmen, Cycadeen, Bananen, Mangos und Brotbäumen, unterbrochen nur von breiten Bahnen tiefscharzer Lava, auf der nur spärlich farnartige Pionierpflanzen gedeihen. Im Süden schließlich wird die Landschaft flacher, in die Palmwälder sind vereinzelt dickleibige Baobabs eingesprengt, die alles überragen und in deren Astgabeln sich wuchernde Geweihfarne und andere Epiphyten eingenistet haben. Regenschwer verhüllen die Wolken den unsichtbaren Gipfel des Vulkans und immer wieder gehen kurze heftige Schauer auf den tropischen Garten Eden nieder und verwandeln die Landschaft in eine dampfende Waschküche.

Vom Örtchen M'Beni aus, geht Vanille in alle Erdteile. Rund neun Monate dauert es bis die Schoten reif zur Ernte sind. Man kocht die noch grünen Fruchtstiele der Rankpflanzen solange in Wasser, bis sie ihre typische schwarze Farbe und ihr starkes Aroma entfalten. Nach Qualität und Größe gebündelt, gelangt der feine Geschmackstoff bis nach Europa.

Im winzigen Verkaufsraum der Plantage duftet es wie in einem Gewürzladen. Es riecht nach Zimt, Gewürznelken, Pfeffer, Vanille und Gelbwurz, dazu verschiedenen Essenzen aus Kokos, Basilikum und Ylang-Ylang, ein betäubendes Konglomerat exotischer Düfte.

Einige reiche Großgrundbesitzer kaufen die Ylang-Ylang-Produktion ganzer Regionen auf und liefern direkt an die Parfüm-Hersteller in Übersee. Das treibt den Preis und manch einer verdient sich damit eine goldene Nase. Der wahrhaft blumige Duft findet sich in einigen der teuersten Parfums der Welt wieder.

Nahe der Ortschaft Batsa stoßen wir wieder auf die Kraterkette, die wir 30 km südlich verlassen haben. Im steil abfallenden Kessel eines kleinen erodierten Vulkans etwas östlich des Dorfes entdecken wir, was uns Ali als Krater der Flughunde angekündigt hat.

Senkrecht stürzen die Wände des Trichters vom Kraterrand in die Tiefe. Am Boden breitet sich dichter Wald aus Mango- und Brotbäumen aus und überall in den Ästen scheinen merkwürdige schwarze Früchte zu reifen.

Doch die Früchte haben pelzige Gesichter. Dunkle Knopfaugen blinzeln schläfrig zwischen gefalteten Flughäuten ins grelle Tageslicht. Eine Kolonie Flughunde baumelt kopfunter in den Zweigen. Es müssen Tausende sein. Hier und da recken sich Dracula-Flügel aus dem Blattwerk, gähnende Mäuler öffnen und schließen sich mit wohligem Schmatzen und wenn der Nachbar zu nahe rückt, schallt aufgeregtes Gekecker aus dem Krater.

Ein Stein fliegt in den nächsten Baum, dann schwärzt sich der Himmel. Kreischend schrauben sich die Gesellen der Nacht in einer weiten Spirale in den Himmel. Der Anblick ist überwältigend und die Tiere mögen uns die hinterlistige Störung verzeihen.

Bevor die Kraterkette im Meer verschwindet, gähnt bei Bangoua Kouni ein abgrundtiefes Loch mit tiefblauem Wasser, der Lac Sale.

Der Sage nach zog ein durstiger Mann durch einen Ort, der an der gleichen Stelle lag wie heute der See. Wo er auch um Wasser fragte, wurde er abgewiesen. Nur eine alte Frau im letzten Haus des Dorfes teilte mit ihm das wenige schmutzige Wasser, das sie besaß. Der Fremde dankte und gebot der Alten mit ihm zu kommen, da dem Dorf ein Unheil drohe. Die Frau ging mit ihm und hinter ihnen tat sich die Erde auf und verschlang das Dorf. Viele glauben, daß das Dorf noch heute auf dem Grund des Sees zu finden ist.

Ali erzählt die Geschichte mit viel Pathos. Wir lachen, aber solche Märchen und Djinns, Geister, gute wie böse, spielen eine nicht zu unterschätzende Rolle im Leben der Komorer.

Kaum hat er geendet, springt urplötzlich ein bärtiger Mensch aus dem Gebüsch. Wilder Blick, ein Gesicht wie Rübezahl, zerlumpte Kleidung und auf dem zerzausten Haar ein fransiger Strohhut. Wir erschrecken nicht wenig. Er sieht aus wie einer der Räuber aus dem Wirtshaus im Spessart.

Mit einer selbstgebauten Schleuder fuchtelt er vor unseren Köpfen herum, kramt kleine, kugelförmige geschliffene Lavakugeln aus seiner Hosentasche und pfeffert seine Geschosse tatsächlich vom oberen Kraterrand bis hinunter in den mindestens zweihundert Meter tiefer gelegenen See.

Seine Augen blitzen herausfordernd, er strahlt und lacht dabei wie ein Kind, eine richtige Frohnatur. Er fordert uns auf, es ihm nachzutun und zaubert eine zweite Schleuder unter seinem Hemd hervor. Natürlich gewinnt er bei dem Wettkampf immer, was sein jugenhaftes Strahlen nur noch verstärkt. Er hat den Bogen mit der Gummi-Wumme halt raus. Ein paar Münzen klimpern in

seinen Hut, aber er beachtet es kaum. Anscheinend war es ihm den Spaß wert und er klopfte uns zum Abschied anerkennend auf die Schulter.

Andere sehen weniger nach Räufern aus, haben aber weit effektivere Methoden, einem die sauer verdienten Kröten abzuknöpfen. Das Zauberwort heißt Luxus. Manch einer nennt es auch Dekadenz. Und die Bastion gegen die Armut hat einen Namen: „Le Galawa Beach Hotel“. Zugegeben eine der schönsten Festungen, die wir kennen, aber eben doch ein bißchen wie ein sehr nobles Ghetto. Das wahre Leben bleibt vor dem bewachten Schlagbaum am Parkplatz.

Hier entspannen die Reichen und Neureichen, solche die so aussehen wollen und solche wie wir.

Dummerweise haben die Komoren-Inseln wenig davon. Die südafrikanische Sun-Kette zahlt zwar anständige Löhne, doch fast alle Verbrauchsgüter, einschließlich Lebensmittel, kommen vom Kap.

Die Komoren sind das Mallorca der Südafrikaner und die protzen hier nach Kräften. „All-included-Service“, relaxen bis zum Abwinken. Im Umgang mit schwarzem Personal hat man ja Routine... .

Die Abreise steht bevor, am Abend geht unser Flieger. Der Wind raschelt leise durch den weiten Palmenhain der gepflegten Hotelanlage, türkis schimmert das Meer hinter dem blütenweißen Strand und frühmorgens, wenn alle noch schlafen, wird der Sand gereicht. Alles hat seine Ordnung. Alles überschaubar und planbar. Geschlossene Gesellschaft. Mit dem „wirklichen“ Leben hat das nichts zu tun.

Wir liegen faul am Strand unter den Palmen und lassen uns vom Ambiente des Wohlstandes einlullen. Ganz schön für zwei Tage, aber leben möchten wir hier nicht. Zu weit ist diese Scheinwelt von der Realität entfernt. Irgendwie erinnert es uns an zu Hause.

Mohamed einer der Wachleute des Galawa Beach erzählt uns schwärmerisch und mit leuchtenden Augen von seiner Heimatinsel Moheli, auf die er bald zurückkehren wird. Von traumhaften Buchten mit unberührten Stränden, von Schildkröten die nachts auf den einsamen Stränden ihre Eier ablegen, vom Tauchen in paradiesischen Korallengärten und vom Leben seiner Freunde in den Dörfern, nur 50 km von Grand Comore entfernt und doch in einer anderen Welt. Wir sollen ihn besuchen kommen, eines Tages. In Gedanken sind wir schon unterwegs.

Naturgewalten und ein seltsamer Fisch

Die Komoren liegen am nordöstlichen Ausgang der Straße von Mozambique zwischen dem afrikanischen Festland und Madagaskar.

Geologisch gesehen sind sie ein einziger Unruheherd. Bewegungen der Erdkruste, hoch aufragende Tiefseevulkane und im Erdmantel verborgene Brennpunkte, sogenannte „Hot Spots“, gebären Gebirge, Grabenbrüche und neue Inseln.

Die Komoren sind das Produkt eines solchen „heißen Flecks“. Wie eine stationäre Herdplatte heizt er die darüber hinweg wandernden Gesteinsschichten auf, bis an der Erdoberfläche eine fortgesetzte Kette lavaspeiender Vulkane den Weg der kontinentalen Landmassen markiert. Vor etwa 5 Millionen Jahren erblicken die Komoren das Licht der Welt. Vorläufig letzter Auswurf jenes Hot Spots, der vorher schon die Amiranten und Farquhar-Inseln und eine Reihe von Vulkanen im Nordosten Madagaskars hervorgebracht hat.

Die älteste der vier Inseln ist Mayotte (ca. 5,4 Mio. Jahre), gefolgt von Moheli und Anjouan, die erst zweieinhalb Millionen Jahre später ausgespuckt wurden. Grand Comore dürfte kaum älter als 130.000 Jahre sein und wächst mit jedem Ausbruch des immer noch aktiven Kartala.

Um die Inselgruppe fällt der Meeresgrund steil auf über 3.000 Meter ab. Kein Wunder also, daß die See um die Komoren rauh und stürmisch ist. Nur um Mayotte, das unter dem eigenen Gewicht tief abgesunken ist, hat sich im Laufe der Zeit ein inselumspannendes Saumriff, mit einer geschützten Lagune dahinter, entwickelt.

Die Fischer arbeiten in ihren schaukelnden Galawas im seichten Wasser mit Netzen oder an den untermeerischen Abhängen mit einer besonderen Langleinenteknik, wenn sie auf „ngessa“, den wertvollen Ölfisch, aus sind. Ein Zufallsfang verhalf den Komoren zu zoologischer Berühmtheit.

Dem Fischer Ahmed Hussein Bourou ging 1952 vor der Ostküste von Anjouan ein Quastenflosser an den Haken. Bereits vierzehn Jahre zuvor, im Dezember 1938, hatte der Fang des ersten Exemplares im Chalumna-River im östlichen Südafrika für internationales Aufsehen gesorgt. Die „Hohlstachler“, eine urtümliche Fischgruppe, waren den Zoologen aus uralten Versteinerungen bestens vertraut. Wie konnte ein anderthalb Meter langer Fisch, noch dazu ein naher Verwandter der Vorfahren aller Landwirbeltiere, ein „lebendes Fossil“ also, der Wissenschaft solange verborgen bleiben?

Eine gezielte Suche setzte ein. Weitere Exemplare wurden in den fünfziger und sechziger Jahren vor Anjouan und Grand Comore gefangen. Bis heute sind es über 200 Exemplare, die meisten davon für Forschungszwecke. Leider waren fast alle Tiere beim Fang bereits tot.

Erst 1986 gelangen dem deutschen Fischforscher Hans Fricke mit dem Unterseeboot „Geo“ erste Filmaufnahmen von lebenden Quastenflossern in ihrem natürlichen Lebensraum in rund 150 Metern Tiefe. Offenbar überlebt der „gombessa“ der einheimischen Fischer nur noch zwischen den tiefen, unterseeischen Lavaklippen um die Komoren.

Latimeria chalumnae, wie der Quastenflosser wissenschaftlich heißt, steht heute unter strengstem Schutz. Ein Trockenpräparat ist im Museum in Moroni zu bestaunen, ein weiteres schwimmt in einem Formalin-Tank in der Tauchschule des Galawa-Beach-Hotel. Die Zeiten des Fangs sind gottlob vorbei, allein geblieben ist ein gewisser Nationalstolz auf diesen seltsamen, schrulligen Fisch.

Von Arabern und Muselmännern

Die ersten Siedler dürften aus Malaysia mit der Meereströmung an die Strände der Komoren getrieben sein, doch heute sind die Komorer ein Völkergemisch asiatischer, arabischer und afrikanischer Abstammung.

Um 1000 n. Chr. kamen die ersten Sultane aus dem Oman und Yemen und der arabische Einfluß hat sich bis heut erhalten. Am reinsten auf Anjouan. Man sagt, wer ein schönes Mädchen zur Frau will, fährt nach Anjouan zur Brautschau.

Mit den Arabern kam auch der Islam auf die Inseln. Der Sage nach reisten zwei Männer, der eine aus Mali, der andere aus Ntsaouéni, in das ferne Land jenseits des Ozeans, um sich von den Wundertaten eines Propheten namens Mohammed mit eigenen Augen zu überzeugen. In Arabien angekommen, verkündete man ihnen, daß dieser Mensch schon lange tot sei, weihte sie aber in seine Lehren ein. Einer der Männer kehrte auf die Komoren zurück, um seinem Volk die Botschaft zu überbringen. Der zweite folgte ihm mit einem arabischen Freund, nachdem er den Koran lange studiert hatte und eröffnete in dem kleinen Dorf Ntsaouéni die erste Koranschule der Komoren. Die beiden Glaubensgründer sind in Ntsaouéni begraben. Das Grab ist das Mekka des islamischen Grand Comore und Ziel alljährlicher Prozessionen.

Der Islam dominiert das kulturelle Leben der Komorer, auch wenn die Auslegung des Koran ein wenig freier gehandhabt wird, als im Nahen Osten. Immer ist die Moschee das größte und prunkvollste Gebäude des ganzen Dorfes, aller herrschenden Armut zum Trotz. Der Verbrüderungsgedanke ist stark ausgeprägt und hat auch die Kolonialzeit der Franzosen überlebt.

Seit 1974 bestehen die Inseln als unabhängige Islamische Republik der Komoren. Mit Ausnahme von Mayotte, das den aus entwicklungs-politischer Sicht vorteilhaften Status eines französischen Übersee-protectorats vorzog.

Inzwischen wollen aber auch andere an den Segnungen europäischer Fortschrittlichkeit teilhaben und zwischen Anjouan und der Regierung in Grand Comore lodert ein tiefgreifender Bruderkwitz.

Zauberwelten unter Wasser

Hier und da ist das Saumriff um Mayotte von Löchern durchsetzt. Mehr oder weniger engen Rinnen, die die Lagune mit dem offenen Meer verbinden. Der Unterwasser-Nationalpark „Passe en S“ am Ostrand der Lagune ist eine davon. Benannt nach einem tiefen, S-förmigen Kanal, durch den im Gezeitenwechsel der Ozean flutet.

Wer unter Wasser fliegen will, der muß hierher. Dies ist der Flaschenhals, durch den die Wassermassen drücken, rein wie raus. Außer in der stillen Stunde beim Wechsel von Ebbe und Flut herrscht hier Strömung und nicht zu knapp.

Das Tauchboot macht an einer der gelben Bojenbälle fest. Ankern ist innerhalb der Parkgrenzen verboten. Rücklings fallen wir über die Bordwand, sinken tiefer und verschwinden im Blau. Die Strömung packt uns und treibt uns vor sich her die Riffkante entlang. Links verliert sich der Blick im bodenlosen Dunkel des Kanals, rechts blinken Fische und Korallen in den schräg einfallenden Sonnenstrahlen wie die überladene Palette eines Malers.

Zwischen den spitzen Zacken der Geweihkorallen und ausladenden Fächern wie Tischplatten, tummeln sich Schwärme bunter Fische. Riffbarsche in orange, blau und zartem Türkis, gelbgestreifte Schmetterlingsfische fliegen durch das Labyrinth, Wimpelfische mit lang ausgezogenen Flossenstrahlen schweben scheinbar mühelos durch das Gewirr, dazwischen Koffer-, Papagei-, Lipp- und Doktorfische und wie sie alle heißen. Eine ganze Enzyklopädie von Fischen zieht an uns vorbei. Zackenbarsche lauern im freien Wasser auf Beute, ein Schwarm blau-gelb gestreifter Füssiliere nimmt uns fast die Sicht. Winzige Fische stehen mit rasendem Flossenschlag auf der Stelle, während wir schwerelos vorübergleiten.

Ein ovaler Schatten zeichnet sich plötzlich gegen die Oberfläche ab, eine Schildkröte. Natürlich kann es einer wieder nicht lassen. Das arme Reptil wird zum Reittier. Für Minuten tobt ein wildes Rodeo durch das Riff. Schließlich sind alle zufrieden als wir weiterziehen. Die verstörte Schildkröte wohl auch.

Dabei geht es den Tieren auf Mayotte vergleichsweise gut. Seit 1977 ist die Unechte Carett-Schildkröte (*Caretta caretta*) streng geschützt. Es gibt sie zu Hauf um die Inseln herum und sie kommen regelmäßig an die Strände um ihre Eier abzulegen. Ein Geheimtip ist der Strand von Ngouja. Hier tummeln sich Gruppen von Schildkröten im seichten Wasser direkt am Strand.

Nach rund 3 km tauchen wir am Außenriff auf und warten bis das Boot kommt und uns aufließt. Zum ersten Mal scheint es hier gelungen, ein Gebiet unter Schutz zu stellen *bevor* es auf's äußerste bedroht ist. Manchmal ist Abgeschiedenheit direkt ein Segen.

Inseldieber – Reiseinfo Komoren

Anreise:

Der direkte Weg nach Hahaya auf Grand Comore führt mit der Emirates Airline über Dubai. Weitere Alternativen, falls man weitere Inseln im Indischen Ozean besuchen möchte, bestehen mit Air France nach Reunion oder Madagaskar über Paris und von dort aus weiter mit Air Austral oder Air Madagascar. Die Air Austral fliegt ebenfalls von Paris über Grand Comore und Mayotte nach Reunion. Kosten je nach Buchung zwischen etwa 1.800,- und 2.300 DM.

Lage/Klima/Reisezeit:

Vier Inseln bilden die Komorengruppe mit einer Gesamtfläche von etwa 2.000 km² und rund 600.000 Einwohner, von denen die Hälfte auf Grand Comore lebt. Die Entfernungen auf den Inseln sind gering, die größte, Grand Comore, mißt etwa 70 mal 25 Kilometer, Moheli ist mit Abstand die kleinste.

Durch ihre relativ geschützte Lage zwischen Madagaskar und Mozambique entlang des 12. Breitengrades, herrscht eigentlich das ganze Jahr über ein angenehmes Klima, obwohl es zu Beginn der regnerischen Zeit sehr schwül werden kann. Die Jahreszeiten teilen sich mehr nach der Richtung der Winde ein, die von Mai bis Oktober aus Südost und von November bis April aus Nordost wehen. Der Monsun bringt in unseren Wintermonaten heiße und schwüle Luft über die Komoren, verbunden mit unter Umständen heftigen tropischen Regengüssen und vereinzelt Wirbelstürmen. In der Zeit des Südostpassats ist das Klima trocken-ozeanisch und weniger heiß.

Fahrzeug und Unterkunft:

Die Komoren sind kein eben billiges Reiseland. Doch bei einer entsprechenden Vorausplanung halten sich die Kosten in Grenzen. Auf den Inseln stehen dem Gast nur eine Handvoll Hotels zur Auswahl, einige davon allerdings recht exklusiv. Zwei kleine Anlagen mit um die 20 Zimmer und stolzen Preisen gibt es auf Mayotte an der Nord- und Südküste, die größte ist das Le Galawa-Beach auf Grand Comore. Hier werden Animationen aller Art von Tauchexkursionen bis zum Katamaran-Segeln angeboten.

Wir haben die etwas schlichtere Variante vorgezogen und meistens gecampt oder in Strandhütten gehaust. Der Kontakt zu Natur und Menschen beschert einem faszinierende Impressionen und man lebt (fast) umsonst. Mietwagen sind allerdings auf allen Inseln teuer, auch kleine Modelle kosten um die 100,- bis 150,- DM pro Tag. Man bekommt aber nicht immer (siehe oben) das gewünschte Modell.

Junge Burschen mit eigenem Fahrzeug sind immer gerne bereit, einem für relativ wenig Geld ihre Insel zu zeigen. Der Preis ist meist verhandelbar.

Ali Abdou Chanfi hat uns mit seiner lebenswürdigen Art sehr geholfen, einen tieferen Eindruck der komorischen Inselwelt zu gewinnen, seine kleine Agentur sei hier besonders erwähnt: Trans Comores Tourism & Travel, Moroni, Grand Comore.

Geld/ Verpflegung: Landeswährung ist in der Islamischen Republik der Komoren der Komorische Francs (221 CF \approx 1,- DM, es werden auch französische Francs zum festen Satz von 75:1 akzeptiert) und auf Mayotte Französische Francs. Kreditkarten akzeptieren nur die größeren Hotels.

Literatur/Karten:

Es gibt nur wenig ausführliche Literatur über die Komoren. Zu nennen wären aus der Reisehandbuch-Reihe des Stein-Verlages der „Komoren“-Band von Christina Westenberger und aus der Reihe „Richtig Reisen“ im Dumont Verlag „Madagaskar und Komoren“ sowie der Reise Know How-Band „Madagaskar & Komoren, Seychellen, Mauritius und La Réunion“.

Das französische Institut Geographique National (IGN) bietet von allen Inseln des Komoren-Archipels gute und detaillierte Karten im Maßstab 1:50.000 und Wanderkarten 1:25.000 an.

Gesundheit/Verhalten:

Die Komoren haben seit Anfang 1998 ein Cholera-Problem. Obwohl die Einheimischen versichern, daß die Ursachen inzwischen restlos beseitigt sind, empfehlen viele Anbieter die Impfung. Diese ist unter Umständen schmerzhaft und verleiht höchstens 50%-igen Schutz. Wenn also kein formaler Grund für eine Impfung vorliegt, sollte man sich einfach an die Grundregeln für Tropenreisende halten und: kein unabgekochtes Wasser trinken, Eis essen, Salat, ungeschältes Obst etc. etc.. Für unwahrscheinliche Notfälle empfiehlt sich die Mitnahme entsprechender Medikamente, denn die medizinische Versorgung auf den Komoren entspricht logischerweise nicht dem westlichen Standard. Dringend zu empfehlen ist hingegen eine Malaria-Prophylaxe und Vorsorge bei Tetanus/Diphtherie, Typhus und Hepatitis.

Die Komorer sind freundliche Menschen und nutzen jede Gelegenheit fremden Besuchern handwerkliche Produkte, von Mobiles aus Sago-Früchten bis zum geschnitzten Galawa, anzubieten. Die Sachen sind teilweise sehr hübsch und man kann lange über den Preis feilschen. Abstand nehmen sollte man allerdings generell von den Gehäusen großer Meeresmuscheln und –schnecken, Korallenerzugnissen oder gar Schildkrötenpanzern.

Bildlegenden

Mayotte:

Bild 1: Die Fähre zwischen dem „Großen“ und dem „Kleinen Land“ von Mayotte verkehrt im Halbstunden-Rhythmus.

Bild 2: Der Lac de Dziani auf Petit-Terre.

Bilder 3 - 5: Hierhin verirren sich Weiße nur selten. Der Markt gehört den Komorern. Bereits am frühen morgen verschwinden Unmengen von Bananen, Maniok und Brotfrüchten in Bottichen mit siedendem Öl und sorgen für ein einfaches aber sehr sättigendes Frühstück. Nebenan gibt es das, was die Lagune vor der Haustür bietet: riesige rote Schnapper, Süßlippen und stattliche, blauglänzende Thunfische.

Bild 6: Einsame Strände sind bei rund 4 Metern Tidenhub eine eher temporäre Erscheinung auf Mayotte. Feingemahlenes Vulkangestein verleiht ihnen meist ein schmutziges grau.

Bilder 7 - 9: Entlang der Küstenstraße um Mayotte fährt man kilometerweit durch üppige Bananen- und Kokosplantagen..

Bild 10: Wie kleine Inseln schwimmen Mangrovenbäume bei Flut vor den Stränden.

Bild 11: Camp am Strand bei Ngouja. Die Sonne versinkt langsam hinter den Wolkenbergen, während über dem Meer Regenschauer niedergehen.

Bild 12: Immer wieder spannen dicht über der Flutmarke, gewaltige Affenbrotbäume ihr ausladendes Blätterdach über den Strand.

Bild 13: Manche Örtchen versetzen einen schnurstracks zurück in die französische Kolonialzeit, wie hier in Tsingoni. Die schmuckvollen Häuschen werden allerdings von der nahen Moschee bei weitem überragt.

Bilder 14 - 17: Ein kleiner Rest ursprünglicher Vegetation: der Bambuswald von Soulou. Melonengroße Jack-Früchte baumeln im Dämmerlicht von den Stämmen und am Strand ergießt sich ein kleiner Wasserfall bei Flut direkt ins Meer. Auf den wenigen hundert Metern durch den dichten Urwald läuft man allerdings Gefahr von Moskitos aufgefressen zu werden.

Bilder 18 + 19: Südsee-Idylle an der Nordwestküste von Mayotte. Winzige Inseln treiben schwerelos im endlosen Blau des Ozeans.

Bild 20: Die „*Bangas*“ der Heranwachsenden und Junggesellen im Nordwesten der Insel sollen hauptsächlich eines: auffallen. Dabei haben die Jungs weniger Touristen, als die schönen Mädchen der Dörfer im Auge.

Bild 21: Die schiere Lust an Farben, macht manche Dörfer im Norden Mayotts zu spektakulären Erscheinungen. Jedes Haus, jede Eingangstür hat eine andere Farbe, eine leuchtender als die andere.

Bild 22: Wo zu viele Menschen satt werden wollen, muß die Natur weichen. Brandrodungen schaffen Raum für Bananen-Plantagen und Ylang-Ylang-Spaliere und verwandeln die Artenvielfalt des Tropenwaldes in verarmte Monokulturen.

Bild 23: Junge bei Koungou.

Bilder 24 + 25: Ylang-Ylang, kostbarstes Exportgut der Komoren-Inseln. Aus den gelben Blüten gewinnen die Einheimischen ein stark duftendes Öl, das in den teuersten europäischen Parfums Verwendung findet.

Bilder 26 + 27: Als rote Schneise windet sich die Piste durch Plantagen und Reste von dichtem Urwald. Unserem malträtierten Wagen wäre bei dieser Tortur beinahe die Puste ausgegangen.

Bilder 28 - 31: Südseeklischee pur: Traumcamp am Strand von Sakouli. Unter dem Baldachin von drei uralten Flaschenbäumen scheint die Zeit für eine Weile stillzustehen.

Grand Comore

Bild 31: Der Islam ist allgegenwärtig auf den Inseln und prägt das gesellschaftliche Leben der Komorer. Am Freitag, dem heiligen Sonntag der Moslems, quillt die Freitagsmoschee von Moroni über von betenden Männern und die Gebete schallen, von Lautsprechern verstärkt, über die ganze Stadt.

Bild 33: Grand Comore ist die jüngste der Komoreninseln und aufgrund ihrer vulkanischen Herkunft schroff und kantig. Überall stürzen breite Bahnen schwarzer Lava direkt ins Meer.

Bild 33: Die rauhe See um Grand Comore ist außerordentlich reich an schmackhaften Fischen.

Bild 35: Die Kontraste erschlagen einen fast, die Landschaft wirkt archaisch. Über pechscharzen Lavafeldern blitzen Palmwedel unter drohenden Wolkenbergen.

Bilder 36 - 38: An schneeweißen Traumstränden, umfaßt von schwarzen Lavabrocken, bleichen die Auslegerboote der einheimischen Fischer in der Sonne.

Bilder 39 + 40: Schafft sie's oder schafft sie's nicht? Unserem komorischen Räuber Hotzenplotz bereitet es jedenfalls sichtlich Vergnügen, eine Lavakugel nach der anderen bis hinunter in den Lac Sale zu feuern.

Bild 41: Wallfahrtsort für gläubige Moslems. In Ntsaouéni liegen die Glaubensgründer des komorischen Islam begraben.

Bilder 42 + 43: Jeden Morgen mit einsetzender Dämmerung fahren um Grand Comore unzählige Galawas auf das wogende Meer hinaus.

Bild 44: Wandernde Wolkenfetzen zaubern immer wieder gleißende Lichterspiele über den Ozean.

Bild 45: Die Komorer sind eher zurückhaltende Menschen, aber freundlich und gerade heraus.

Bild 46: In altertümlichen Kesseln wurde früher über Holzkohlefeuern das duftende Öl aus den Ylang-Ylang-Blüten destilliert. Heute ersetzen Dieselaggregate die verbotene Holzfeuerung.

Bild 47: Hinter der schützenden Barriere von Lavafelsen erstrecken sich nahe dem Flughafen von Hahaya lichte Mangrovenwäldchen entlang der Küste.

Bilder 48 - 50: Einer der schönsten Strände der Insel und fest in südafrikanischer Hand, die Bucht des „Le Galawa Beach-Hotels“. Nobles Ambiente mit einem Schuß Dekadenz.

Bilder 51 + 52: Kitschig und doch traumhaft schön, die Sonnenuntergänge am „Sunset Lookout“ des „Galawa Beach“.

Bilder 53 + 54: Tausende Flughunde hängen im Kessel eines alten Vulkans kopfunter in den Zweigen von Mango- und Brotbäumen und kreisen nach einem Steinwurf zeternd durch den Krater.

Bilder 55 + 56: Nächtliche Störenfriede im Mangrovenwald, Krabben, bisweilen handtellergroß.

Bild 57: Schlammpringer sind Bewohner der Gezeitenzone und in der Lage eine ganze Weile auf dem Trockenen zuzubringen.

Bild 58: Braune Lemuren schlemmen genüßlich am süßen Inhalt einer aufgeplatzten Jack-Frucht.

Bilder 59 + 60: Abwarten und Tee trinken heißt die Devise. Aus dem dämmrigen Schutz des Urwalddickichts sind neugierige Blicke auf uns gerichtet.

Bild 61: Ein seltsamer Fisch hat die Komoren berühmt gemacht: der Quastenflosser, lebendes Fossil und Verwandter der Vorfahren aller Landwirbeltiere.